

Im Haus Gottes

Bibelarbeiten¹

I.

*Wie lieb sind mir deine Wohnungen, Herr Zebaoth!
Meine Seele verlangt und sehnt sich nach den Vorhöfen des Herrn. Mein
Leib und Seele freuen sich in dem lebendigen Gott.
Der Vogel hat ein Haus gefunden und die Schwalbe ihr Nest für
ihre Jungen: deine Altäre, Herr Zebaoth, mein König und mein Gott.
Wohl denen, die in deinem Hause wohnen; die loben dich immerdar.
Wohl den Menschen, die dich für ihre Stärke halten
und von Herzen dir nachwandeln!
Wenn sie durchs dürre Tal ziehen, wird es ihnen zum Quellgrund,
und Frühregen hält es in Segen.
Sie gehen von einer Kraft zu andern und schauen den wahren Gott in Zion.
Herr Gott Zebaoth, höre mein Gebet; vernimm es, Gott Jakobs.
Gott, unser Schild, schau doch; sieh doch an das Antlitz deines Gesalbten!
Denn ein Tag in deinen Vorhöfen ist besser als sonst tausend.
Ich will lieber die Tür hüten in meines Gottes Hause als wohnen in der
Gottlosen Hütten.
Denn Gott der Herr ist Sonne und Schild, der Herr gibt Gnade und Ehre;
er wird kein Gutes mangeln lassen den Frommen.
Herr Zebaoth, wohl dem Menschen, der sich auf dich verläßt.*

Psalm 84,2–13

Werner Jetter verdanken wir eine schöne Besinnung über diesen Psalm²; er gibt ihr die Überschrift: „Erfreuliches über den Gottesdienst“. Zwar ist dort auch vom Elend unserer Gottesdienste die Rede und von der Pflicht-

1 Vorgetragen bei der Tagung des Martin-Luther-Bundes auf dem Liebfrauenberg, 5.–7. November 1996.

2 In: Das lebendige Wort, Festgabe für Gottfried Voigt, hg. von Hans Seidel und Karl-Heinrich Bieritz, Berlin 1982.

übung des sonntäglichen Kirchgangs. Aber die Auslegung will uns zu neuer Freude am Gottesdienst verhelfen. Darum soll es auch heute gehen.

Wir wollen selbst auf diesen alten Text hören. Auf neue Einfälle sind wir nicht aus. Wir wollen das Alte neu entdecken. Damit sei nichts gegen Versuche gesagt, dem gottesdienstlichen Geschehen neue – anziehende, verständnis-bewirkende – Gestalt zu geben, wenn nur das, was dabei geschieht, wirklich dem Hören auf Gottes Anrede, dem Bekenntnis und dem Lobe Gottes gemäß und dienlich ist. Einspruch müßten wir freilich erheben, wenn vermeintlich-gottesdienstliches Handeln der Selbstdarstellung oder der autogenen „Verlustierung“ der Anwesenden dient. Gerade bei Erneuerungsversuchen wird es darauf ankommen, das Eigentliche wahrzunehmen, das sich nach Gottes Stiftung und Weisung ereignen soll. Was uns, dem Volke Gottes, anvertraut und mitgegeben ist, will immer neu entdeckt sein und wird sich, je aufmerksamer wir darauf bedacht sind, als bewegend, hilfreich und (wie sagt man heute gern?) „spannend“ erweisen.

Psalm 84 ist ein *Wallfahrtslied* – wie die Psalmen 120–132. Wir haben solche Lieder im Ohr. „Ich hebe meine Augen auf zu den Bergen ...“ „Ich freue mich über die, die mir sagten: Laßt uns ziehen zum Hause des Herrn ... Nun stehen unsere Füße in deinen Toren, Jerusalem.“

Wir Protestanten haben zu solchem nicht die unmittelbare Beziehung, wie sie unseren katholischen Mitchristen geläufig ist. Wir denken vielleicht an Luthers Warnung: „Nu ist das ja gewiß, daß solch Wallfahrten uns nicht geboten, auch nicht vonnöten [ist] ... Warum läßt man daheim eigen Pfarr, Gottes Wort, Weib und Kind usw., die nötig und geboten sind, und läuft unnötigen, ungewissen, schädlichen Teufelsirrwischen nach ..., womit die Leute ja häufig von Christo [weg] auf ihr eigen Werk fielen.“³ Luthers Sorge und Anstoß: Flucht aus dem ureigenen Bewährungsfeld unseres Glaubens – und Bemühen um Verdienste, „Punkte sammeln“ beim lieben Gott. Doch solche Bedenken müssen nicht die Sache selbst treffen. Wir werden – etwa bei Kirchentagen – an das Erlebnis der Gemeinschaft denken, an das Sichtbarwerden des Volkes Gottes vor den Augen der Welt und an das weithin vernehmliche Bekenntnis der Christen zum dreieinigen Gott („Stadt auf dem Berge“). Vielleicht zieht uns auch die Bedeutung bestimmter Orte an, die Haftpunkte der Erinnerung an den Glauben der Väter sind (vgl. Hebr 11). Die Gemeinde Jesu Christi weiß (sollte wissen), daß sie auf ihrem Weg durch die Zeiten mit denen von einst verbunden ist.

In *Israel* war es noch anders. Der *Tempel* in Jerusalem, von Salomo erbaut und eingeweiht (vgl. bes. I Kön 8) und von Josia zur konkurrenzlosen

3 Schmalk. Artikel, BSLK S. 422.

Stätte der Anbetung für das ganze Volk gemacht, ist der „Ort“, zu dem man „hinaufzieht“. Unserm – heutigen, christlichen – Denken mag das befremdlich sein: man kann doch *überall* Zugang zu Gott finden. Vielleicht sind wir, in historischer Sicht, geneigt, die „Zentralisation des Kultus“ durch Josia (um 620 v. Chr.) als ein Politikum zu sehen: Wiederherstellung staatlicher Einheit (nach der Teilung von 926), zugleich Abrücken von kanaanischnidnischen Traditionen (Ortsheiligtümer). Man sollte aber darüber nicht vergessen, daß Gotteserkenntnis und Gemeinschaft mit Gott nicht zu dem gehören, was uns jederzeit und allgemein zugänglich ist (wie z. B. mathematische Sachverhalte). Gott können wir nur da finden, wo er sich uns *gibt*. Der Tempel ist (nach 5. Mose 12,4f) „die Stätte, die der Herr, euer Gott, *erwählen* wird ..., daß er seinen Namen daselbst wohnen läßt“; diese Stätte „sollt ihr aufsuchen und dahin kommen“. (Wir verfolgen diese Linie nachher noch weiter.)

„Schir hamma'aloth“ ist das „Wallfahrtslied“; in dem zweiten Bestandteil dieses Ausdrucks steckt das Wort 'alah – hinaufgehen; dies ist geradezu technischer Ausdruck für den Besuch des Heiligtums. So meint Jesus: „Siehe, wir gehen hinauf nach Jerusalem“ (Mk 10,33).

Was also zieht die Menschen dorthin? Worauf richtet sich die im Psalm sich aussprechende „Sehnsucht“? Warum „muß“ jemand sein in dem, was seines Vaters ist (Lk 2,49)?

Im Tempel wohnt Gott. „Jahwe der Heerscharen“ wird er gerade in Jerusalem genannt. Seltsame Bezeichnung. Eine Erinnerung wohl an älteste Zeiten Israels, als die Lade – jetzt im Allerheiligsten des Tempels (I Kön 8,6) – mit in den Kampf zog: „Jahwe, Gott der Heerscharen Israels“. Aber „z'baoth“ können auch die Gestirne sein oder himmlische Wesen (was uns, dürfte man nach dem „Geschmack“ gehen, viel besser gefiele). Die archaische Deutung, auch wenn sie durch neue Glaubenserkenntnis überholt wäre, ist durch I Sam 17,45 gesichert. Hier spricht uns Uraltes an. Es will, wie in Salomos ergreifendem Weihegebet (I Kön 8, bes. 27–30), neu verstanden werden.

Jerusalem – der heilige Ort, an dem Gott gesucht, gefunden und angebetet werden soll. Wir könnten *Einspruch* erheben, von zwei Seiten her.

Einmal: Weiß Israel nicht, daß Gott allgegenwärtig ist? Und *ob* es das weiß! „Alle Lande sind seiner Ehre voll“, singen die himmlischen Gottesdiener gerade im Tempel von Jerusalem (Jes 6,3)! „Bin ich nur ein Gott, der nahe ist, spricht der Herr, und nicht auch ein Gott, der ferne ist? ... Bin ich es nicht, der Himmel und Erde erfüllt?“ (Jer 23,23f). Der Sänger des 139. Psalms weiß es, daß er Gott nicht entinnen kann, wohin er auch flieht: „Wohin soll ich gehen vor deinem Geist ...?“ Himmel, Hölle, äußerstes Meer – überall

könnte er Gott nur in die Arme laufen. – So ist es. Und doch hat Luther – als Schüler der Heiligen Schrift – recht, wenn er auf den Unterschied hinweist, der darin liegt, ob Gott „da“ ist, oder ob er „dir da“ ist. Anders gesagt: Gott ist, als Schöpfer aller Dinge, allgegenwärtig in seiner *Unterschiedenheit* von der Schöpfung. Aber er *bindet* sich an den von ihm erwählten „Ort“ in seinem sich offenbarenden Handeln, zuletzt und recht eigentlich in seinem *Eingehen* ins Geschaffene, im Wunder der Menschwerdung. In der Krippe – dieses Kind: *so* ist er *nur hier* gegenwärtig und sonst nirgend in der Welt. Wie immer man über Josias „Zentralisation“ denken mag: an ihr wird uns deutlich, daß es allein bei Gott steht, wo er sich finden lassen will.

Zum andern: Der Tempel in Jerusalem ist 587 v. Chr. und – nach glanzvoller Wiedererrichtung – 70 n. Chr. zerstört worden. Jesus hat diese zweite, endgültige Zerstörung vorausgesagt. Es war auch – nach Joh 4,19ff – keine interessante Frage mehr, ob Gott in Jerusalem oder, wie die Samaritaner meinten, auf dem Garizim angebetet werden sollte. „Anbetung im Geist und in der Wahrheit“: Spiritualisten haben sich immer wieder auf diese Stelle berufen. Leicht wird übersehen, daß Jesus Ort der Gegenwart Gottes in unserer Welt ist und daß, was Jakob mit der Himmelsleiter erlebt hat (1. Mose 28), sich von nun an in Jesus Christus ereignet (Joh 1,51). Wo Jesus ist, da ist die „Kontaktstelle“ zwischen Himmel und Erde. Der heilige „Ort“, das ist ER, für uns: der Auferstandene – aber nun gerade nicht „diffus“ und „freischwebend“, wie sich das die Gnostiker dachten, sondern wirksam-gegenwärtig in den von ihm dafür bestimmten Gnadenmitteln Wort und Sakrament. Im Kirchenlied heißt es: „Seht, wie so mancher Ort / hochtröstlich ist zu nennen, / da wir ihn finden können / in Nachtmahl, Tauf und Wort.“⁴

Es bedurfte eines langen Weges, um herauszufinden, wieso Gottes Haus den Pilgern von Ps 84 so „lieb“ und Ziel ihrer „Sehnsucht“ sein mußte – und wie wir uns als neutestamentliche Gemeinde diesen Psalm aneignen können. Es hätte so ausgreifender Überlegungen nicht bedurft, wenn unter uns und um uns her nicht soviel natürliche und spiritualistische Theologie und Glaubensweise wäre. Unbegreiflich, daß nach der „kopernikanischen“ Wende zu Beginn unseres Jahrhunderts und nach der Wiederentdeckung der Offenbarung Gottes in Jesus Christus ein solches Comeback der natürlichen Religion passieren konnte. Wenn alles Profane heilig wäre, wozu dann die „Wallfahrt“ zu den „heiligen Wohnungen des Höchsten“ (Ps 46,5)?

Haus und Nest: das Bergende, Schützende, Sammelnde, Bewahrende, Anheimelnde. Ein weiter Blick von einem Berg ist erhebend. Aber der

4 EKG 8,2; leider nicht im EG.

Mensch verlangt – wie alles Lebendige – nach einem Zuhause. Es gibt zu denken, daß auch in der Generation, die sich den Kosmos erobern will, Menschen – vielleicht nicht einmal weit von ihrer Stadtwohnung – sich im Schrebergarten ein winziges Hüttchen bauen; vielleicht liegt darin eine unbewußte Sehnsucht nach der umschließenden Behausung einst im Mutterleib.

Altäre (im Text tatsächlich Plural!): im Alten Testament Orte des Opfergeschehens, in dem die Verbindung mit Gott sich realisierte. Wir – die Kirche des Neuen Bundes – wissen, daß in jedem alttestamentlichen Kult nur „Schatten“ des Christusgeschehens sind, aber eben doch der vom wirklichen Geschehen verursachte Schatten und darin teilhabend an dessen Realität (Kol 2,17; Hebr 10,1). Taufstein und Altar sind die „Orte“, an denen nach der Einsetzung unseres Herrn die Gemeinschaft mit dem dreieinigen Gott geschieht. Es ist instinktlos, wenn der Liturg beim Beten dem Altar den Rücken zukehrt, und es ist ein Zeichen der Auflösung, wenn es unter uns kaum mehr ein Äquivalent gibt für das „Ausziehen der Schuhe“ (2. Mose 3,5; Jos 5,15).

Bei Gott zu Hause? Es sieht so aus, als gäbe es hier für uns noch vieles zu entdecken. Man müßte den Psalm Vers für Vers immer wieder langsam und laut lesen. Warum müssen wir allerlei Novitäten aus der Luft angeln, wenn es hier noch soviel zu entdecken gibt?

Muten wir uns und anderen damit zuviel zu? Findet sich im „religionslosen Zeitalter“ überhaupt Sehnsucht nach dem Heiligen? Wenn es sogar Theologie gibt, die über den Horizont des Vorfindlichen nicht hinauszudenken vermag, dürfen wir uns nicht wundern, wenn „Otto Normalverbraucher“ „mit dem lieben Gott nichts am Hute“ haben will und andere – etwa in der Nachfolge marxistisch-leninistischer Schulung – auf ein „wissenschaftliches Weltbild“ schwören, in dem Gott nicht Platz hat. – Freilich muß es uns in um so größeres Erstaunen versetzen, wenn sich, mit mehr oder weniger Niveau, auch ganz anderes regt: Meditation, fernöstliche Philosophie und Religiosität, Esoterik, Scientismus, der Zug zum Ekstatischen (besonders unter jungen Leuten in Pop-Veranstaltungen), der Umgang mit Astrologie.

„Meine Seele verlangt und sehnt sich ...“: dies hängt im Eigentlichen nicht davon ab, ob das Feld „Religion“ so oder so oder gar nicht besetzt ist. Kommt es zu dieser Sehnsucht nach Gott und zu dieser Freude an Gott, dann hat immer Gott selbst den Anfang gemacht. Von der Freude an Gott redet der Psalm in ergreifender Weise. Aus Israels Gotteserfahrung entsteht immer neu die Sehnsucht nach dem Heiligtum.

Aber noch findet sich in diesen Versen so etwas wie ein retardierendes Moment: die Verse 7–10. Sie machen uns damit etwas Mühe, daß der Text „fraglos verderbt“ (H. J. Kraus) ist, mindestens nicht eindeutig zu überset-

zen. Schon in V. 7. Der revidierte Text lautet: „durchs dürre Tal“. Wahrscheinlich hat dieses Tal einen bestimmten Eigennamen, dessen Wortstamm die Bedeutung „weinen“ hat; ein solches Tal kennen wir nicht. Man denkt an das „finstere Tal“ in Ps 23. Kraus: „Das ‚Baka-Tal‘ wird wohl ein bestimmtes Tal gewesen sein – und zwar ein wüstes, wasserloses Gebiet. Wie anders soll das Wunder der Tränkung und Durchhilfe zu verstehen sein, von dem in 7 und 8 gesprochen wird?“ In V. 7b kommt ein Wort vor, das zwei ganz verschiedene Bedeutungen haben kann. „morä“ kann „Lehrer“ heißen; Luther hat in dem Halbvers das „gesegnete“ Predigtamt gesehen („und die Lehrer werden mit viel Segen geschmückt“); aber genauso lautet das hebräische Wort für „Frühregen“, und so deutet es der revidierte Text (dem wir folgen). Was sagen uns diese Verse?

Noch sind die Pilger unterwegs. Die Freude des Geborgenseins bei Gott steht noch aus. Man denke an Ps 42: „Wann werde ich dahin kommen, daß ich Gottes Angesicht schaue?“ Der Wander- und Pilgerweg zum Heiligtum ist beschwerlich, mühsam, entbehrungsreich (anders als in einem modernen Pilger-Bus mit Klimaanlage!). Im Sinne der neutestamentlichen Denk- und Lebensweise: die Unterwegssituation entspricht der „Theologie des Kreuzes“. „Wer mir nachfolgen will, ...“ Mit „wallen“ übersetzt Luther das Unterwegssein derer, die noch nicht „daheim“ sind beim Herrn (II Kor 5,6.8.9).

Welche Erfahrungen machen sie? Sie werden gestärkt von einer Raststätte (Text: „Kraft“, V. 8) zur andern. Es springen unvermutet Quellen auf, man kann trinken (Joh 7,37b). Der Glaube erwartet nicht, daß der Weg zum Hause Gottes bequem sein müsse. Im Gegenteil, er „rühmt sich“ der Trübsal. Aber er erfährt eben darin wunderbare Durchhilfen. Und er richtet sich an dem auf, was er *vor sich* hat, „fröhlich in Hoffnung“.

„Herr Gott Zebaoth, höre mein Gebet; vernimm es, Gott Jakobs.“ Gehört dieses Beten noch in die Situation der mühsamen Wanderung? Oder befinden wir uns schon im Heiligtum? Wir müssen das nicht entscheiden. Auch und gerade in Gottes Wohnung *betet* die Gemeinde. Wir überlesen nicht, daß der „Gott Jakobs“ angeredet ist; damit berufen sich die Betenden auf die Erwählung, die Jakob widerfahren ist (z. B. 1. Mose 28,13–15) und die wir, die Christenheit, als in Christus verwirklicht für uns annehmen dürfen (II Kor 1,20). Die Gemeinde Gottes betet nicht ins Ungewisse hinein, sozusagen auf gut Glück; sie beruft sich in ihrem Beten auf die vorausgegangenen Zusagen ihres Gottes, anders gesagt: sie betet „in Jesu Namen“. Sie ist gewiß: „Gott, der Herr, ist Sonne und Schild.“ Statt „Sonne“ könnte man auch übersetzen: „Zinne“; das könnte an Gott als die feste Burg erinnern. Aber näher liegt die Bedeutung „Sonne“. In den berühmten Armanatafeln (14. Jahrhundert v. Chr.) redet der palästinische Stadtfürst Labaja den Pharao, seinen Oberherrn, an

als „meine Sonne“. Was hier übertriebener Hofstil ist, gilt für Gott in Wahrheit und in umfassender Weise. Die Sonne strahlt Licht, Wärme, Leben aus. Nicht auszudenken, was wohl wäre, wenn (in einer Art negativem Urknall) die Sonne auch *einen* Tag nicht mehr wäre. Ob wir Gott gelten lassen oder nicht: wir verdanken uns ihm. Wer in sein Haus kommt, widmet sich nicht – etwa wie bei einem Opernbesuch – einer Sache, auf die man im Leben ohne Schaden verzichten kann; er kommt zu dem, von dem und durch den und zu dem alle Dinge sind. Gott ist wie die Sonne. – Und er ist *Schild*, also Schutz gegen das Bedrohliche und Feindliche, gegen das also, was unser Leben zerstören und vernichten will. Pfeile prallen ab (vgl. Eph 6,16). Der Verkläger (Offb 12,10) kann nichts gegen uns ausrichten. Wir sagen es neutestamentlich: Nichts kann uns mehr scheiden von der Liebe Gottes.

Die Gemeinde betet auch für den König (V. 10). Der „Gesalbte“ könnte auch der Hohepriester sein (was uns in nachexilische Zeit weisen würde); näher liegt die Deutung auf den regierenden König (in vorexilischer Zeit). Ist er für Israel „Repräsentant des Herrschafts- und Heilswirkens Gottes“ (Kraus), so würde diese Stelle auf die verborgen-messianische Implikation des Jerusalemer Königtums deuten (II Sam 7 u. a.). Wir wollen, was hier zu bedenken wäre, für diesmal unerörtert lassen.

„Leib und Seele“ freuen sich in dem lebendigen Gott. Wir kehren noch einmal zum Anfang des Psalms zurück. Gibt sich Gott an dem von ihm bestimmten Ort, so ist auch unsere leibhafte Gegenwart in seiner Nähe von Bedeutung. Und *seine* leibhafte Anwesenheit bei uns! „Das ist mein Leib“, „mein Blut“. Wer im Sakrament nichts weiter sieht als ein (symbolisiertes) Wortgeschehen, den möchte ich dazu verpflichten, auch seine Ehe künftig nur noch durchs Telefon zu führen. Christi leibhafte Gegenwart gibt uns im gottesdienstlichen Geschehen das Zuhause. Auch ein bescheidenes Fleckchen im Heiligtum („Tür hüten“) gewährt die Geborgenheit bei Gott. „Gut, daß ich hier zu Hause bin!“, nicht in den „Zelten des Frevels“ (so richtiger am Ende von V. 11).

„Die loben dich immerdar.“ Das Gotteslob – in biblischer Sprache und in musikalischer Gestalt unzählig oft variiert – steht in der Gefahr, bloßes „Lören und Tönen“ (Luther) zu werden, frommer Leerlauf, darum nicht nur langweilig, sondern auch unehrlich. Es gibt genug Leute, die sich eben darum nicht in den Himmel wünschen; wer hält das aus, eine Ewigkeit lang? Im Scherz wird uns solches entgegengehalten. Wir brauchten darauf nicht einzugehen, wenn dahinter nicht ein Quentlein Ernst wäre – törichter Ernst, denn wer so redet, hat das Woher des Gotteslobes noch nicht entdeckt und sich noch keine Gedanken darüber gemacht, was es wohl heißen könnte, Gott zu schauen in der Unerschöpflichkeit seiner Gedanken und Taten, seines Wir-

kens und Schaffens, seiner hingebenden Liebe. Unser Gotteslob kann immer nur Reflex sein dessen, was Gott selbst ist und tut.

Kein Zweifel: es gibt schon langweiliges, leerläufiges liturgisches Gehabe. Dem wäre aber nicht abgeholfen, wenn wir es im Gottesdienst einfach mit „Schmissigem“ und „Fetzigem“ versuchten. Daß wir uns recht verstehen! Wir werden es besonders jungen Menschen nicht verdenken, daß sie „sich austoben“, ihrer Emotionalität Ausdruck verschaffen wollen. Alles dort, wohin es gehört. Es darf auch im Gottesdienst locker und spontan-fröhlich zugehen – wenn man nur weiß oder darauf bedacht ist, daß wir weder uns selbst predigen (II Kor 4,5) noch uns selbst produzieren und darstellen sollen. Es waren die Baalspropheten, die sich „vom Morgen bis zum Abend“ in ihre Emotionalität hineingesteigert haben, bis zum Umfallen. Rausch? Religiosität ohne Gott?

Das Lob der Kirche kommt aus dem großen Staunen über Gott. Es hat externen Ursprung. Ist es schon bei Menschen so, die einander liebhaben, daß sie es sich gegenseitig zeigen und sagen müssen, wie lieb und kostbar eines dem andern ist, so muß es wohl erst recht geschehen, daß die Glaubenserfahrung mit Gott uns drängt, dem zu antworten, der zu uns kommt und sich uns schenkt. Je mehr Gotteserkenntnis, desto mehr Lob.

II.

ER ist unser Friede, der aus beiden eines gemacht und den Zaun abgebrochen hat, der dazwischen war, nämlich die Feindschaft. Durch das Opfer seines Leibes hat er abgetan das Gesetz mit seinen Geboten und Satzungen, damit er in sich selber aus den zweien einen neuen Menschen schaffe und Frieden mache und die beiden versöhne mit Gott in einem Leib durch das Kreuz, indem er die Feindschaft tötete durch sich selbst.

Und er ist gekommen und hat im Evangelium Frieden verkündigt euch, die ihr fern wart, und Frieden denen, die nahe waren.

Denn durch ihn haben wir alle beide in einem Geist den Zugang zum Vater. So seid ihr nun nicht mehr Gäste und Fremdlinge, sondern Mitbürger und Gottes Hausgenossen, erbaut auf dem Grund der Apostel und Propheten, da Jesus Christus der Eckstein ist, auf welchem der ganze Bau ineinandergefügt wächst zu einem heiligen Tempel in dem Herrn.

Durch ihn werdet auch ihr miterbaut zu einer Wohnung Gottes im Geist.

Epheser 2,14–22

Vom Gottesdienst ist in diesem Abschnitt nicht ausdrücklich die Rede. Wohl aber vom Haus Gottes (Gesamtüberschrift der Bibelarbeiten). Stichworte: Gottes Hausgenossen – erbaut – der ineinandergefügte Bau – der heilige Tempel in dem Herrn – die Wohnung Gottes im Geist.

Was in Ps 84 gesagt ist, gewinnt hier soteriologische, christologische und ekklesiologische Fülle und Tiefe. Soteriologisch: Friede, Einheit, Zugang zu Gott. Christologisch: Christus ist der „neue Mensch“, in dem sich Himmel und Erde verbinden. Ekklesiologisch: Menschen werden in Gottes Tempel und Wohnung zu seinen Hausgenossen. Dies alles aber wird für uns konkret und erfahrbar im Gottesdienst.

Sollte man meinen, dies wäre ein bißchen viel (dogmatischer) Aufwand für die schlichte Tatsache, daß sich im Gottesdienst Menschen treffen, die religiös-ethische Interessen oder vielleicht Ideale haben und als eine Interessengruppe nach Bedarf zusammenkommen, um für das, was sie bewegt, Mitstreiter und Gleichgesinnte zu finden? Oder noch anders: Sind die, die zum Gottesdienst kommen „ein Haufe von Pneumatikern, die je ihr individuelles Christusverständnis haben und genießen“? Auch für sie bedürfte es dessen, von dem der Text spricht, nicht. „Der Leib (Christi) wird nicht durch die Glieder, sondern durch Christus konstituiert“⁵. Was uns zur Kirche und die Einzelnen zu Christen macht, ist, was *Gott* tut. Der Text bringt es zum Ausdruck. Daß er zu den schwer verständlichen Aussagen des Neuen Testaments gehört, soll uns nicht schrecken. Es ist zu hoffen, daß unsere Mühe belohnt wird.

„ER ist unser Friede.“ Das ist der Kernsatz des Abschnitts. Der Urtext läßt besser als die Übersetzung erkennen, wie diese Uraussage sich entfaltet. Der Abschnitt ist bewußt stilisiert. Man kann eine gewisse Rhythmisierung erkennen. Partizipiale Aussagen, Finalsätze, das (im ganzen Brief häufige) „in ihm“: man hat den Eindruck, daß Paulus – oder der, der in seinem Namen schreibt – gottesdienstliche Formulierungen benutzt, um zu zeigen, in welchen Kategorien hier gedacht ist und an welchem „Ort“ man das zu suchen hat, wovon hier die Rede ist.

Daß Christus unser Friede ist, wird unter uns oft zitiert – in Demonstrationen und sonstigen Verlautbarungen, in denen es um den Frieden der Welt geht. „Laßt Frieden sein!“ „Macht Frieden!“ Unser blutiges, gewalttätiges Jahrhundert hat es bitter nötig, sich dazu immer wieder mahnen zu lassen. Man könnte V. 17 so deuten: Christus „hat im Evangelium Frieden verkündigt“ – wir haben viel Grund, die Friedensbotschaft Jesu als Unterweisung und Weckung der Gewissen zu verstehen. Dies ist außer aller Frage, auch

5 Beide Zitate bei Rudolf Bultmann, *Theologie des Neuen Testaments*, § 34.

dann, wenn wir uns klar darüber sind, daß Jesus uns keine Zusage für die Realisierung eines irdischen Friedensreiches gegeben hat (z. B. Mt 24,6f: „Ihr werdet hören von Kriegen und Kriegsgeschrei.“).

Mir fällt ein Novemberabend in meiner Leipziger Zeit ein. Ich hatte einen weit draußen am Stadtrand wohnenden Studenten besucht und fuhr mit meinem Auto stadtwärts. Finsternis. Dicker Regen. An einer Omnibushaltestelle sah ich einen Mann warten; ich nahm ihn mit. Er war Oberleutnant der Nationalen Volksarmee. Ich nannte ihm meinen Namen und Beruf: Theologiedozent. Er mußte sich ein paar Augenblicke lang fassen und sagte dann: „Ach, das macht gar nichts.“ Und nach noch einer kleinen Weile: „Für den Frieden sind wir ja alle.“

Nun müssen wir den Kernsatz V. 14a freilich noch genauer ansehen. Er lautet nicht: „Christus *gebietet* Frieden.“ Auch nicht: „ER *bringt* uns den Frieden.“ Es heißt: „ER *ist* unser Friede.“ (Der Satz ähnelt in seinem Aufbau den großen Ich-bin-Worten des Johannesevangeliums.) Also ist Friede im Sinne des Textes nicht ein Zustand, auch nicht ein diesen Zustand herbeiführendes Programm, sondern eine Person – *diese* Person: Jesus Christus. Die Bedeutung Christi wirkt sich zwar in der Existenzwende aus, die mit dem Christwerden gegeben ist; man vergleiche das Einst mit dem, was *jetzt* gilt (2,11ff): einst „fern“, „ausgeschlossen“ aus Gottes Volk, „ohne Hoffnung“, „ohne Christus“, „ohne Gott“ – „jetzt aber“, „nahe geworden“ (13), „Mitbürger der Heiligen“, „Hausgenossen Gottes“. Man lebt nun anders als einst (4,1ff.22ff). Diese neue Lebensweise hat ihren Grund in dem Christus, „in dem“ (immer wieder dieses „in Christus“!) „wir erwählt sind vor Gründung der Welt“ (1,4) und in dem „alles zusammengefaßt werden soll, was im Himmel und auf Erden ist“ (1,10). Was ist damit gemeint?

Wir sollten uns nicht wundern, daß hier in Begriffen und Vorstellungen gedacht ist, die aus dem Denken der Gnosis stammen, der religiös-philosophischen Bewegung, mit der sich die junge Christenheit auseinanderzusetzen hatte. Auseinandersetzung – ja; aber so, daß man in Sprache und Denkart auf die Gesprächspartner eingeht. Den Juden ein Jude – den Gesetzlosen einer ohne Gesetz – den Schwachen ein Schwacher – „allen alles“ (I Kor 9). Also, soweit möglich, den Gnostikern ein Gnostiker. Nur so können auch wir uns den Menschen um uns her verständlich machen, die mit *ihren* Anschauungen und Denkgewohnheiten auf uns zukommen; freilich so, daß dabei das Evangelium nicht verfälscht oder verleugnet wird, sondern erst recht in seiner Unverwechselbarkeit heraustritt. Unser Abschnitt ist ein schönes Beispiel dafür, wie Paulus (oder „Paulus“) damit umgeht.

Wir sahen schon: In Christus sollte „alles zusammengefaßt“ werden, „was im Himmel und auf Erden ist“ (1,10), stärker noch in der Sprache der

Gnosis: „aus zweien“ sollte „ein neuer Mensch“ geschaffen werden (2,15). In den gnostischen Vorstellungen war die Gottes- und Himmelswelt scharf von der – geschaffenen – Erdenwelt geschieden. Man dachte an das Firmament, das die Himmelssphäre vom Raum unserer Erdenwelt schied. Ich meine, man kann das schon nachempfinden, wenn man – ohne unsere störenden technischen Lichter – den gestirnten Himmel auf sich wirken läßt. Daß die Gestirne nicht an eine große Kuppel geheftet, sondern in der unermesslichen Raumtiefe in ganz verschiedenen Entfernungen angeordnet sind, wissen wir, weil wir's so gelernt haben, aber aus dem *unmittelbaren Eindruck* zu sagen, welcher Stern uns näher steht, welcher weiter entfernt ist: das vermögen wir nicht. Die Kuppel- und Sphärenvorstellung der Alten können wir (im Abstand) nachvollziehen. – Freilich entsteht für uns sofort die Aufgabe des Umdenkens: Wie haben wir uns bei unseren ganz anderen kosmologischen Einsichten das Zueinander von „Himmel“ und „Erde“ mit unbeschädigtem intellektuellen Gewissen verständlich zu machen? Wir kommen darauf noch zurück.

Nach gnostischer Auffassung gab es zwischen Unten und Oben eine überwindbare Sperre. Die in die verächtliche, gottferne, heillose, ja stinkende Welt verbannten Seelen der Menschen könnten nicht zurück in ihre himmlische Heimat; die Mächte der Finsternis hielten sie gefangen und bewachten eifersüchtig die Grenze zwischen den beiden Welten. Der Erlöser müßte kommen und ihnen – durch „Erkenntnis“ (Gnosis) – den Weg ins Himmlische freimachen.

In DDR-Zeiten hatte ich meine liebe Not, die Auslegung dieses Textes bei der Zensurbehörde durchzubringen. Christus hat den „Zaun“ abgebrochen, der dazwischen war. Es ist nicht schwer, sich vorzustellen, welcher Argwohn bei den Gewaltigen aufkam, die die Mauer errichtet hatten. Man suchte als Autor nach anderen Worten: Trennwand, Sperre, Hindernis, Schranke u. ä. Immerhin kann uns an unseren eigenen Erfahrungen die Gefühlsqualität dessen anschaulich werden, was der Gnostiker mit dem Eingesperrtsein meinte. Und – zur Ehre der Zensoren (die ja auch keine freien Leute waren) – die Auslegung konnte *doch* gedruckt werden!

Friede zwischen Himmel und Erde: das Evangelium spricht die Gnostiker in ihrer „fremdartigen Sprache und Vorstellungswelt“ an, indem es auf das Versöhnungswerk Jesu Christi verweist: Friede zwischen Gott und uns durch das „Opfer seines Leibes“ (14), durch sein „Blut“ (13). Damit wird die Frage, was sich zwischen Himmel und Erde ereignet, aus der gnostischen in eine ganz andere Vorstellungswelt transponiert. Nicht ein materielles Hindernis ist zu beseitigen – die knallharte Kuppel, die die Gestirne trägt. Auch ist nicht ein physischer Machtkampf mit den dämonischen Mächten auszu-

stehen. Das Werk Christi besteht darin, daß er einen *Konflikt* zwischen Gott und uns beseitigt hat. „Versöhnung mit Gott in *einem* Leib durch das Kreuz“ (16). Denn *das* ist das zu überwindende Hindernis gewesen: die Sünde als *Feindschaft* zwischen Gott und uns. Man werfe einen Blick auf Röm 5: wir waren „Gottlose“ (6), „Sünder“ (8), „Feinde“ (10). Sünde verstanden als moralisches Versagen, als ethische Fehlleistung, als Ausrutscher, den man korrigieren kann: dies wäre keiner allzu großen Aufregung wert. Die Verfassung des „fleischlichen“, d. h. dieser alten, sündigen Welt zugehörigen Menschen ist nicht die Belastung durch ein moralisches Defizit. Die Lebensanschauung der bürgerlichen Wohlanständigkeit sieht bestenfalls die *Symptome* unserer Heillosigkeit. Die aber sind harmlos gegenüber dem *Eigentlichen*, das unsere Schuld ausmacht. Leben ohne Gott (12), an Gott vorbei. Gott mißachtet, ihm den Rücken zugekehrt und nicht das Angesicht (Jer 2,27). Gott nicht geehrt, ihm nicht gedankt. Man vertraut dem Nichtigen und ist ihm damit verfallen (Röm 1,21). Wollten wir auf das *Gesetz* – als Heilsweg! – vertrauen, so würden wir nur noch tiefer in den Konflikt hineingeraten. Die Gesetzesfanatiker haben Jesus ans Kreuz gebracht.

Nach gnostischer Meinung bestünde die Befreiung der Unerlösten in „Erkenntnis“. Nach dem Neuen Testament bedurfte es des Christusopfers. Wir haben damit zu rechnen, daß uns von vielen die Predigt vom Sühnetod Christi nicht abgenommen wird. Gott ist Liebe, sagt man – es bedürfe keiner besonderen Bereinigung des Konflikts. Gott hat ein weites Herz; er läßt Sünde ungestraft. Jesu großzügig-barmherziger Umgang mit Sündern begründe hinreichend das Evangelium von der Vergebung. Unser Brief sagt es anders: „In ihm (Christus) haben wir die Erlösung durch sein Blut, die Vergebung der Sünden“ (1,7). Gott vergibt nicht, indem er sein heiliges Recht außer Kraft setzt, sondern indem er ihm Genüge tut. Er nimmt sich selbst ernst, und er nimmt *uns* ernst. Unser Gewissen soll nicht beschwichtigt, es soll getröstet werden.

Wir erinnern uns einer alten Geschichte. Eine arme Frau steht vor Gericht. Sie gesteht den Ladendiebstahl. Urteil: 50 Mark Strafe. Nach Schluß der Verhandlung geht der Richter ihr nach. „Ich mußte Sie verurteilen, das Gesetz verlangt es so.“ Und er gibt ihr einen 50-Mark-Schein aus seiner Brieftasche.

So wird das Gesetz „abgetan“. Ihn, Christus, „hat Gott für den Glauben hingestellt als Sühne in seinem Blut zum Erweis seiner Gerechtigkeit“ (Röm 3,25). Nun sind wir nicht mehr „Kinder des Zorns“ (3). Zwischen Gott und uns ist *Friede*. Wir haben „Zugang zum Vater“ (18). Als wir noch „Feinde“ waren, haben wir draußen stehen müssen. Die Tür war zu. „Ihr habt hier nichts zu suchen.“ Das ist nun ganz anders geworden. „Ihr dürft kommen.“

☞ Damit sind wir unverkennbar beim *Gottesdienst*. Solange jemand im Gottesdienst eine „Pflichtübung“ sieht, hat er das Wesentliche nicht begriffen. Schon wahr: es gibt das dritte Gebot, das, aller protestantischen Lässigkeit zuwider, nicht weniger verbindlich ist als die anderen Gebote. Wenn die meisten Menschen den Predigern nicht viel abgenommen haben: daß man auch ohne Gottesdienstbesuch ein guter Christ sein kann, *das* haben sie uns geglaubt! – Oder „muß“ man doch vor Gott erscheinen? Man „*darf*“! Soherum muß man es sehen! Wäre der Gott-Mensch-Konflikt unbereinigt, dann dürften wir eben *nicht!* So aber sind wir willkommen. Im Himmel ist Freude über jeden, der kommt (Lk 15,10). Freiheit zum „Eingang in das Heiligtum“ – „durch das Blut Jesu“ (Hebr 10,19).

☞ Der Text will uns davor bewahren, daß wir aus der Offenheit Gottes für uns eine allgemeine Wahrheit machen, die man ein für allemal zur Kenntnis nimmt oder mehr oder weniger stillschweigend voraussetzt. „Gott ist Liebe“: dieser Satz ist auf eine ganz andere Weise wahr als die Gleichung $2 \times 2 = 4$. Der „Friede“ (14) ist nicht ein theoretischer Sachverhalt, sondern – wir sahen es – eine Person. ER ist es! Der Text sagt es in einer uns fremden Sprache. Christus, der uns Friede ist, hat aus zweien *einen neuen Menschen* geschaffen. In diesem universalen, Himmel und Erde umgreifenden Christus-Menschen, in dem wir – als sein Leib, die Kirche – einbeschlossen, eingegliedert sind, ist zugleich der Gott-Mensch-Konflikt und der Unterschied zwischen denen, die „drinnen“, und denen, die „draußen“, also ferne waren, behoben. In seinem Leibe, der Kirche, verbindet Christus die Gotteswelt mit den Irdischen, die als Glieder seines Leibes zu ihm gehören.

☞ Wir hatten uns vorgenommen, uns über die Denkmöglichkeit dieser „Gotteswelt“ noch Rechenschaft zu geben. Solange man, wie die Menschen der Bibel zumeist, in einem Drei-Stockwerk-Weltbild dachte oder unsere Erdenwelt durch Sphären überwölbt meinte, war es einfach, Gott und seinen Engeln und damit auch dem auferstandenen Christus einen kosmischen Ort oder Raum zuzuweisen. Dies können, sollen und wollen wir nicht mehr. Der Himmel grenzt nicht an unsere physikalisch-kosmische (unendliche) Welt. Ihn deshalb „abzumelden“, ist ein verbreiteter Kurzschluß. Das „Ganz-Andere“ kann man nicht mit unserem erfahrbaren Kosmos zusammenaddieren. Man kann es aber auch nicht in unsere Denk- und Erfahrungswelt hineininstallieren – als sei Gott etwas wie die weltimmanente Dynamik oder Logistik. Gott, der Ganz-Andere, war, „ehe denn die Berge wurden und die Erde und die Welt geschaffen wurden“ (Ps 90,2), und hat uns in Christus „erwählt, ehe der Welt Grund gelegt war“ (Eph 1,4). Gott *spricht* – und wenn er spricht, so *geschieht*'s. Sein Wort läßt Wirklichkeit entstehen. Hat er sich zu seinem gekreuzigten Sohn bekannt, dann *lebt* dieser als der auferstandene

Kyrios. Die Auferstehungswirklichkeit – deren Andersartigkeit Paulus in I Kor 15,35ff unmißverständlich behauptet – gehört zu den *epouránia* (1,3,20), also zur himmlischen Wirklichkeit. Gott hat „auch uns, die wir tot waren in Sünden, mit Christus lebendig gemacht ...“, und er hat uns mit auferweckt und mit eingesetzt im Himmel in Christus Jesus“ (5). Im Heiligen Geist, der Anbruch des Kommenden ist, „Anzahlung“ auf diese Himmelswirklichkeit, haben wir den „Zugang“ dazu (18). Über unseren Anteil an diesem Kommenden soll in der nächsten Bibelarbeit noch die Rede sein.

In diesem einen – uns einigenden – Christus wird nun auch der Unterschied zwischen Israel und den Heiden überwunden. Eine „Sperre“ hat es nicht nur zwischen Himmel und Erde gegeben, sondern auch zwischen den Menschen. Im Tempel versperrte – so an mehreren Stellen der jüdische Geschichtsschreiber Josephus – ein „Gitterwerk“ den Heiden den Zugang zum inneren Tempelbezirk; eine Warnungsschrift bedrohte den Eindringling mit dem Tode. Paulus ist verhaftet worden, weil man ihm vorwarf, er habe den Trophimus, einen Unbeschnittenen, in den Bereich des Heiligen eingeschleust (Apg 21,27ff). Solcher Trennung hat Christus ein Ende gemacht.

Man hat mit Recht gefragt, ob den Lesern unseres Briefes diese Abspernung im Jerusalemer Tempel bekannt sein konnte. Wir können dies auf sich beruhen lassen. Ob Heiden zur Gemeinde Jesu Christi kommen können, das ist uns kein Problem mehr. Näher liegt uns die Frage, ob wir, Christen und Juden, uns ohne weiteres in einer Gemeinschaft des Glaubens befinden. Synagoge und Kirche (Straßburger Münster): werden sie zu *einer* Gestalt? Die Frage kann jetzt nicht nebenher erörtert werden. Aber was der Text enthält, sollten wir nicht übersehen: Christus *ist* der Friede, der alle verbindet, die in seinen Leib eingegliedert werden. Wir haben die Einheit „in ihm“. (Ich rate, im ganzen Brief einmal die Worte „in Christus“ bzw. „in ihm“ mit Rotstift zu markieren.) Er aber will uns „in sich selber“ (15) zu dem einen universalen „Menschen“ machen. Darum ist er gekommen „und hat im Evangelium Frieden verkündigt euch, die ihr fern wart“ (Heiden), „und Frieden denen, die nahe waren“ (Juden). Dieser Friede ist realisiert in IHM und in seiner Kirche.

So sind wir nun bei Gott zu Hause. „So seid ihr nun ...“ – wir haben den eindrucksvollen Satz im Ohr und Herzen. Es ist nicht vergessen, was der Text über die Himmel und Erde umspannende Einheit des Christusleibes sagt. Aber wir sollten doch auch nicht dem Irrtum verfallen, die Kirche sei eine himmlische und darum unsichtbare Größe. Unsichtbar ist dem natürlichen Auge das Himmlische an ihr. Aber sie ist auch etwas Wahrnehmbares, Greifbares, nämlich ein „Bau“, in dem nicht nur Gott wohnt, sondern

in den auch wir einziehen, ja, der wir selber sind. Ein „heiliger Tempel in dem Herrn“ (21).

Daß wir an „Apostel und Propheten“ erinnert werden, bezeugt uns die Sichtbarkeit der Kirche. Sie hat ihre Geschichte, bisher, auf Erden. Propheten können die auf Christus vorausschauenden alttestamentlichen Gotteszeugen sein (vgl. z. B. Röm 1,2), aber auch die das apostolische Christuszeugnis weiterreichenden neutestamentlichen Geist- und Amtsträger (I Kor 12,28; 14). „Ist jemand Prophetie gegeben, dann soll sie dem Glauben gemäß sein“ (Röm 12,6), d. h. Prophetie ist nicht Ausdruck eines freischwebenden Geistes, sondern lebt vom und im Glauben der Kirche. Prophetie führt nicht über die apostolische Überlieferung hinaus, sondern in sie hinein. – Und wieso ist die Kirche auf die Apostel gegründet? Wir stehen hier vor der Frage des Amtes im allgemeinen, des apostolischen Amtes im besonderen. Wir erinnern an Schon-Gesagtes. Brächte die Gemeinde kraft ihrer natürlichen oder pneumatisch verstandenen Religiosität das, was verkündigt und geglaubt wird, aus sich selbst hervor, dann bedürfte es des Amtes nicht. Aber dem ist ja nicht so. Der Glaube lebt aus dem Wort, das auf die Gottesoffenbarung in Christus zurückgeht. „So kommt der Glaube aus gehörter Botschaft“⁶, „die Botschaft aber aus dem Wort Christi“ (Röm 10,17). Das Evangelium liegt nicht in der Luft, es kommt aus der Quelle. Paulus – sogar er – sagt: „Ich habe euch weitergegeben, was ich auch empfangen habe“ (I Kor 15,3; vgl. 11,23). Es bedarf in der Kirche des Amtes, weil das, wovon die Kirche lebt, von *außen* bzw. von *oben* kommt. Und es bedarf des apostolischen Amtes, weil dieses Empfangene und Weitergegebene von seiner Urgestalt herzuleiten ist. Diese normative Bedeutung der Urgestalt der Verkündigung ergibt sich aus der Menschwerdung Gottes in Jesus Christus: „Er ist gekommen“ (17).

Die Ausleger tun sich immer wieder schwer damit, daß, was die „Gründung“ der Kirche angeht, drei Aussagen vorliegen. Einmal: Petrus – der Fels (Mt 16,18). Sodann: Christus – der eine Grund, außer dem kein anderer gelegt werden kann (I Kor 3,11). Und nun: Die Kirche – erbaut auf dem Grund der Apostel und Propheten. Wäre die christliche Überlieferung in einem Studio mit lauter Schreibtischen entstanden, dann müßte Stimmigkeit verlangt werden. Zum Glück ist es ganz anders. Mag sein, daß I Kor 3,11 bewußt gegen einen überhöhten Anspruch der Kephaspartei gerichtet ist; auch und gerade dann dürfte es sich um eine polemisch zugespitzte Korrektur handeln, ohne daß damit die besondere Rolle des Petrus bestritten wäre. Und daß Paulus, der viel über seinen apostolischen Auftrag nachgedacht hat, nicht auch ein-

mal objektivierend und damit distanziert über ihn geredet haben dürfte (vgl. übrigens I Kor 12,28), dies zu bestreiten hätte ich nicht den Mut.

Wichtiger aber ist die sachliche Aussage. Der „Bau“ Kirche hängt weder in der Luft noch entsteht er aus planlos hingeworfenen Baumaterialien. So wahr der Himmel und Erde erfüllende Christus als der – die Kuppel krönende – „Schlußstein“ das Ganze zusammenhält, so wahr hat die Kirche in seinem irdischen Gekommensein und damit in der dieses Offenbarungswirken artikulierenden Überlieferung der Kirche einen irdischen Boden. In diese große – Himmel und Erde umschließende und erfüllende – Wirklichkeit treten wir ein, wenn wir im Gottesdienst zu Gottes Hausgenossen werden.

III.

Denn ihr seid nicht gekommen zu dem Berg, den man anrühren konnte und der mit Feuer brannte, und nicht in Dunkelheit und Finsternis und Ungewitter und nicht zum Schall der Posaune und zum Ertönen der Worte, bei denen die Hörer baten, daß ihnen keine Worte mehr gesagt würden; denn sie konnten's nicht ertragen, was da gesagt wurde (2. Mose 19,13): „Und wenn auch ein Tier den Berg anrührt, soll es gesteint werden.“

Und so schrecklich war die Erscheinung, daß Mose sprach (5. Mose 9,19): „Ich bin erschrocken und zittere.“

Sondern ihr seid gekommen zu dem Berg Zion und zu der Stadt des lebendigen Gottes, dem himmlischen Jerusalem, und zu den vielen tausend Engeln, und zu der Versammlung und Gemeinde der Erstgeborenen, die im Himmel aufgeschrieben sind, und zu Gott, dem Richter über alle, und zu den Geistern der vollendeten Gerechten und zu dem Mittler des neuen Bundes, Jesus, und zu dem Blut der Besprengung, das besser redet als Abels Blut.

Hebräer 12,18–24

„Gottesdienst im Leben der Kirche“ – so lautet das Gesamtthema der Tagung. Man könnte die Überschrift der Bibelarbeiten – „Im Haus Gottes“ – als eine Verengung empfinden. Hätten wir für die dritte Bibelarbeit besser einen Text wählen sollen, der uns aus diesem „Hause“ herausführt in die Welt des Alltags, in der es gilt, uns selbst (unsere „Leiber“) als „Opfer“ hinzugeben, also Gott zur Verfügung zu stehen im „vernünftigen Gottesdienst“? Wir hätten die Propheten des Alten Bundes für uns (z. B. Amos 5,21ff; Jes 1,10ff); auch Jesus (Mt 7,21; 9,13). Es gibt nicht wenige unter uns, die den Gottesdienst aus dem Kirchenraum hinausverlegen wollen in

die Praxis des gelebten Lebens und damit – absichtlich oder nicht – in den Bereich des Vorzeigbaren und statistisch Erfassbaren.

Indes: Dienst in der Welt und Dienst an der Welt – der wir uns auch nach Röm 12,1ff nicht „gleichzuschalten“ haben – ist ein Thema für sich. Es muß, gerade unter dem Vorzeichen des christlichen Weltverständnisses, im rechten Zusammenhang Raum haben. Daß jedoch das, was wir als Gottesdienst im Hause Gottes bedenken, nicht aus dem Bereich des Heiligen auswandern und einfach in die Welt hinausverlegt werden darf, das ist bei Paulus und auch sonst im Neuen Testament unstrittig. Hat sich Christus für uns „als Gabe und Opfer“ gegeben, so hat das seine Konsequenzen für unsern Alltag (Eph 5,2ff), aber ohne das, was Gott in Christus für uns getan hat und tut, wäre unser vermeintlich „christliches“ Leben ein Leben unter dem Gesetz, das uns aus unserer Heillosigkeit nicht heraushelfen kann.

Noch einmal eröffnet uns der heutige Text die Dimension des Eschaton. (Überschneidungen mit dem Text Offb 7,9–17, den wir vor zwei Jahren hier bedacht haben, werden sich nicht vermeiden lassen.) Wir haben es nötig, uns immer wieder bewußt zu machen, daß wir im Gottesdienst schon am Kommen teilhaben und damit in den „Raum“ des Himmlischen einbegriffen sind.

Vielleicht bringt es uns den in seiner Begriffs- und Anschauungswelt etwas fremden Text ein wenig näher, wenn wir fragen, aus welcher Situation heraus er entstanden ist.

Wer mag den Hebräerbrief geschrieben haben? Origenes meint, dies wisse (der liebe) Gott (allein); alexandrinische Tradition sah in diesem Brief (eigentlich: Ermahnungsrede, 13,22, allerdings mit Briefschluß) eine Schrift des Paulus, wegen der deutlichen stilistischen Unterschiede dachte Origenes eher an einen Paulusschüler. Gemeinsamkeiten mit Paulus, aber auch Verschiedenheiten. Übrigens: Gemeinsames hat Hebr auch mit den Johanneschriften.⁷ Nur zu gern würden wir die zahlreichen Berührungspunkte aufzeigen. Der Brief selber läßt seinen Verfasser als einen hochgebildeten Mann erkennbar werden, „mit jüdisch-alexandrinischer Exegese vertraut“⁸. Er spricht von dem „Heil ...“, das seinen Anfang nahm mit der Predigt des Herrn und bei uns bekräftigt wurde durch die, die es gehört haben“ (2,3); so haben wir in ihm einen Mann der zweiten Generation zu sehen (wie auch seinen „Bruder Timotheus“, 13,23, den wir – mögen die Pastoralbriefe nun

7 Vgl. Werner Vogler, Johannes und der Hebräerbrief, Theol. Versuche XVIII, Berlin 1993, S. 83ff.

8 Harald Hegemann, Der Brief an die Hebräer. Theologischer Handkommentar zum Neuen Testament XVI, Berlin 1988, S. 53.

echt paulinisch sein oder nicht – in Ephesus zu suchen haben, I Tim 1,3). Faßt man das alles zusammen und liest Apg 18,24f, dann ist einem, als wisse nicht allein der liebe Gott, wer der Verfasser ist: „Es kam aber nach Ephesus ein Jude mit Namen Apollos, aus Alexandria gebürtig, ein beredter Mann und gelehrt in der Schrift. Dieser war unterwiesen im Weg des Herrn ... und lehrte richtig von Jesus.“ Die Apollos-Partei in Korinth hängt ihm an. Paulus sieht in ihm seinen Mitarbeiter und einen seiner Nachfolger in der Leitung der Gemeinde von Korinth (I Kor 3,6; 4,6; 16,12). Am Schluß des Hebräerbriefes (13,24) grüßen „die Brüder aus Italien“ – dies paßt gut auf Aquila und Priszilla, die Apollos in Ephesus aufgenommen haben (Apg 18,2.26); hätte es in Ephesus noch mehr aus Italien stammende Christen gegeben, so dürften diese ebenfalls in diesen Kreis gehören. Schon Luther vermutete Apollos als Verfasser unseres Briefes. Trifft unsere Vermutung zu, so haben wir den Hebräerbrief mitteninne zu sehen zwischen paulinischer und johanneischer Tradition.

Wo die Empfänger zu suchen sind, wissen wir nicht. In Italien? Italiener grüßen Italiener – das könnte man sich schon denken. Von der neronischen Verfolgung findet sich keine Spur. Also empfiehlt es sich nicht, an die Stadt Rom selbst zu denken. Aber Italien ist groß. Interessant ist uns die innere Situation der Angeredeten. Müde Hände, wankende Knie (12,12) – Gefahr, am Ziel vorbeizutreiben (2,1) – ungläubige Herzen, die vom lebendigen Gott abfallen (3,12) – Gefahr, die Zuversicht nicht bis zum Ende durchzuhalten (3,14) – einige verlassen die Versammlungen (abnehmender Kirchenbesuch; 10,25). Und dabei haben sie doch nach ihrer „Erleuchtung“ (Taufe, vgl. Eph 5,14) „einen großen Kampf des Leidens erduldet“, sind durch Schmähungen und Bedrängnisse zum Schauspiel geworden – haben den Raub ihrer Güter mit Freuden erduldet (10,32ff). Die Reihen der Gläubigen lichten sich (vgl. Mt 24,9–12). Verschleiß? Abnutzung? Vielleicht Flucht in den Schutz der „religio licita“, also der Synagoge? Es sieht so aus, als beschwichtige man sich: Es geht auch ohne Jesus Christus.

Dem begegnet der Hebräerbrief mit der „Lehre von Christus als dem himmlischen Hohenpriester, durch dessen Opferdienst wir Sünder das Recht und die Macht haben, dem ewigen Gott freimütig zu nahen, um schon jetzt an seiner Freiheit und Lebensmacht Anteil zu erhalten, bis wir für immer das verheißene Erbe empfangen“⁹.

Gewisse Parallelen zur inneren Lage unserer Gemeinden fallen auf; um so mehr werden wir auf das achten, worin der Text die Abhilfe sieht bzw. was ihm in dieser Lage geboten scheint. Eine Kirche, der es um sich selbst

9 Hegermann (wie Anm. 8), S. 3.

zu tun wäre – um ihren Erfolg, ihre Akzeptanz und Resonanz, um ihren Bestand, ihre Finanzen, ihren Stellenplan – würde möglicherweise vorrangig auf Publikumswirksamkeit bedacht sein – auf public relations – auf Bundesgenossenschaft mit irgendwelchen Größen und Mächten des Säkulum's. Absicht und Mittel sind in unserem Brief ganz andere. Er weist auf den Ernst der Situation. Er macht deutlich, was auf dem Spiele steht; was sich mit dem Verhalten der Angeredeten – so oder so – entscheidet. Die Tonart ist ernst, fast drängerisch. „Den Sohn Gottes mit Füßen treten“ (10,29) – wer wollte das schon? Der Stil solcher Warnung klingt nach pfäffischem Eifer oder sektiererischer Werbungsmanier. Falsche Tonart kann viel verderben. Auch im Nachsprechen wird es darauf ankommen, daß die Liebe das Dominierende ist – auch in der Sorge und in dem Bangen um die angeredeten Menschen.

In der Sache geht es allerdings darum: Meint ihr, ohne Christus leben und bestehen zu können? Und das heißt, auf die gängige theologische Formel gebracht: Wollt ihr unter dem Gesetz leben oder aus dem Evangelium? Genauer gesagt: Die erste Möglichkeit – Rückfall ins Gesetzliche – ist die im Text von vornherein *negierte* Möglichkeit. Ihr seid *nicht* zum Berg Sinai gekommen, sondern zum himmlischen Jerusalem. Uns klingt noch Ps 122 im Ohr: „Unsere Füße stehen in deinen Toren, Jerusalem.“ Ihr „Hebräer“, wißt ihr, wo ihr steht? Man liest bei Otto Michel: „Mit der Überschrift“ – so schon im Papyrus 46, um 200 – „könnte eine judenchristliche Gemeinde ins Auge gefaßt sein, die in Gefahr steht, ins Judentum zurückzusinken“. Jedenfalls ist eingehende Kenntnis alttestamentlicher Überlieferung vorausgesetzt. Ihr Hebräer, wollt ihr den „Schatten“ oder die „Wirklichkeit“, die diesen Schatten wirft (10,1)? Darauf läuft es ja hinaus, wenn ihr die „Versammlungen“ verlaßt (10,25). Aber nein – das wäre noch zu harmlos geredet; ihr würdet „Gottes Gnade versäumen“ (12,15). Was Schatten war, ist ja durch die Wirklichkeit überholt, der erste „Bund“ ist „veraltet“ (8,13). Vollzöge man sozusagen die „Buße“ *rückwärts*, so würde man damit „für sich selbst“ – in dieser bewußten Entscheidung des Abfalls – „den Sohn Gottes abermals kreuzigen“ (6,1). Das wäre aber Rückkehr in die Heillosigkeit. (Die Stelle 6,4ff ist eine harte Nuß; wir können die Probleme hier nicht ausdiskutieren.)

Will uns der Verfasser ein abergläubisches Gruseln suggerieren? Die Leser müßten den Ernst der Situation aus dem Alten Testament kennen. Am Sinai, am Gottesberg, konnte man die Unnahbarkeit und Schrecklichkeit Gottes wahrnehmen. Man muß nur 2. Mose 19ff lesen. Da ist der „Berg“, der „anrührbare“, also geographisch lokalisierbare Berg beschrieben – im Unterschied zum himmlischen Heiligtum. Man *konnte* den Berg anrühren, aber man *durfte* ihn *nicht* anrühren. Von Feuer ist die Rede, von Donner und Blitzen, von Dunkelheit und Finsternis (V. 18: gnóphos und zóphos, Wort-

spiel), von Ungewitter und Beben des Berges. Und dazu der gellende Ton der Posaune und der (ohrenbetäubende) Schall der Gottesworte. Das Volk konnte es nicht ertragen. „Hör auf, so zu reden!“ Sogar Tieren war der heilige Bezirk versperrt. Und selbst Mose, der Beauftragte, der Mittelsmann zwischen Gott und dem Volk, bekennt: „Ich bin voll Furcht und zittere.“

Nun sind wir, wie es scheint, doch in eine Art pfäffischen Terrorismus geraten. Den Menschen bange machen, sie ideologisch und psychologisch unter Druck setzen? Allerdings kann kein Argument überzeugen, nach dem Gott – wenn er denn etwas auf seinen guten Ruf hielte – verpflichtet sei, uns vor allem Erschreckenden und Belastenden zu bewahren und statt dessen für eitel Sonnenschein zu sorgen. Gott fordern? Ihn zum kosmischen Bodyguard machen? Ihn noch verklagen, wenn er die Welt, die wir mit unserer Sünde korrumpiert und zum Tummelplatz des Teufels gemacht haben, nicht schleunigst und umfassend in Ordnung bringt? Solche Einfalts-Dreistigkeit kann vor dem biblischen Gotteszeugnis nicht bestehen. Wir haben auch kein Recht, von ihm zu fordern, daß er das scheinbar Sinnlose verhindern müßte. Im Blick auf den Karfreitag sollte es uns vergehen, so zu reden. In einem Roman aus unseren Tagen kann man lesen: „Die einzige Entschuldigung für Ihn ist, daß es Ihn nicht gibt.“ Ein Gott, auf den solches zuträfe, wäre nicht der Gott der Bibel, sondern ein selbstkonstruierter Vernunftgott.

Die eine Seite des Heiligen ist das *Tremendum*. Werner Elert hat uns das Urerlebnis Luthers beschrieben (nach der Vorlesung über den 90. Psalm). Es war ihm, als schauten ihn aus dem Dunkel der Nacht zwei glühende Augen an. „Alle Kreaturen dünken einen eitel Gott und Gottes Zorn sein, wenn's auch gleich ein rauschend Blatt ist.“ Geschöpfe werden zu Gottes „Ruten und Waffen“, gleichviel, ob es „das Meer mit seinen Wellen und Wogen“ oder „Krankheit, Hunger, Pestilenz, Feuer, Wasser, Krieg“ ist – oder (auch von daher kann Erschrecken kommen) „die Obrigkeit“.

Solche Erfahrungen – deren unser Jahrhundert voll ist – sind aber noch nicht das Eigentliche. Selbst wenn uns unsere Welterfahrung *nicht* erzittern ließe: Gottes Zorn wird doch vom Himmel offenbart über alles gottlose Wesen und alle Ungerechtigkeit der Menschen (Röm 1,18). Das Evangelium, von dem sogleich noch die Rede sein wird, ist jedenfalls keine platte, langweilige Allerweltswahrheit, sondern hebt sich von dem Hintergrund ab, der, als letzter Satz unseres Kapitels, noch einmal sichtbar wird: „Unser Gott ist ein verzehrendes Feuer“ (29). „Weh mir, ich vergehe!“ ruft Jesaja, als er den Herrn gesehen hat (6,5).

Wir erinnern uns: Dies alles ist die Möglichkeit, die die Leser des Briefes *hinter* sich haben sollten. Zu diesem grauerregenden Berge seid ihr *nicht*

gekommen (18). Bitte, strebt nicht wieder dahin zurück! Ihr werdet doch nicht das viel Bessere, das ihr habt, preisgeben! Das Beglückende, Befreiende, in der Sprache der Psychologen gesagt: das *Faszinosum*.

„Ihr seid gekommen“ (22), „herangetreten“ an dieses Neue. Das Verbum hat gottesdienstlichen Klang. So schon im Alten Testament das Wort *na-gásch*: man „nähert sich“, man „tritt heran“ zum Herrn (Jer 30,21; Hes 44,13 u. v. a. m.), zum Allerheiligsten (4. Mose 4,19; I Sam 9,18 u. a.). „Naht euch zu Gott!“ (Jak 4,8) ist Einladung zum Gottesdienst. „Es traten zu ihm seine Jünger“ (Mt 5,1) – feierliche Einleitung zur Bergpredigt.

Uns öffnet sich das himmlische Jerusalem, das eigentliche, wahre Heiligtum. Wir erinnern uns der Beobachtungen aus der ersten der drei Bibelarbeiten. Was für die Gemeinde des Alten Bundes der Tempelberg war (Zion), das ist für uns: Christus, der auferstandene, erhöhte Herr zur Rechten Gottes. Feiern wir Gottesdienst, dann sind wir bei IHM und damit in dem Heiligtum, das zur himmlischen Wirklichkeit gehört. „Christus ist nicht eingegangen in das Heiligtum, das mit Händen gemacht“ (also „anzufassen“) ist (vgl. 18) „und nur ein Abbild des wahren Heiligtums“, „sondern in den Himmel selbst, um jetzt für uns vor dem Angesicht Gottes zu erscheinen“ (10,24).

Ich bekenne, daß ich mir dieses himmlische Heiligtum – besonders in Gottesdiensten – so ähnlich vorstelle wie in den Thronvisionen Offb 4 und 5 oder in Dürers Allerheiligenbild (1511, Wien), wohl wissend, daß alle unsere Vorstellungen unangemessen sind, nicht unangemessener jedoch als die blässen Gedanken, die durch das Ausweichen ins Abstrakte entstehen. So erkennt unser innerer Blick beim Vater oder vor dem Vater den uns vertretenden „Mittler“ Jesus (24), den ewigen Hohenpriester („er lebt für immer und bittet für sie“, „die durch ihn zu Gott kommen“ 7,25). Er gebietet nicht nur, er droht nicht, er stellt uns nicht bloß, er verurteilt uns nicht – wie er wohl könnte und, aufgrund des Gesetzes, müßte –, sondern er „*bitter*“ für uns, und all unser Beten als Gemeinde hängt sich sozusagen an sein Bitten an. Wir beten „im Namen Jesu“ (Joh 16,23f). Unser Beten ist einbezogen in Sein Gebet. Wir beten nicht aufs Geratewohl, nicht auf eigenes Risiko, nicht (man verzeihe den Ausdruck:) auf eigene Faust. Fühlen wir es? Unsere Gebete geschehen im „Sog“ seines Betens. Ich denke, hier gibt es für uns alle noch viel zu lernen.

Daß Jesus, der Mittler, und das „Blut der Besprengung“ in einem Atem genannt wird, will – so fremd uns die Vorstellung sein mag – beachtet sein. Die Apokalypse hat in ihren Thronvisionen den Sohn als das Lamm wahrgenommen. Jesu Eintreten für uns ist beglaubigt, ja ermöglicht durch seinen Sühnetod. Er ist mit uns verbunden auf Gedeih und Verderb, und, da wir als

die Abgefallenen und darum Verlorenen bei Gott nichts mehr zu hoffen hatten, tatsächlich auf Verderb. Gerade so ist er für uns der Mittler. Er läßt uns seine „Brüder“ sein (2,11.17). „Vater, nimm sie an, sie sind meine Menschen-Geschwister!“

„Besprengt mit Blut“: für die Menschen der Bibel war das Blut Träger des Lebens schlechthin; wurde das Blut des Opfertieres auf die Gemeinde gesprengt (2. Mose 24,8; I Petr 1,2), dann wurden die Menschen in den Gottes-Kreislauf des Opfertieres einbezogen. Es bedarf für uns einer kräftigen Umwandlung der Aussage, wenn wir Offb 7,14 lesen: Die aus der großen Trübsal Gekommenen „haben ihre Kleider hell (wörtlich: weiß) gemacht im Blut des Lammes“.

Wir haben uns in der vorangehenden Bibelarbeit schon Gedanken darüber gemacht, warum Gott nicht Gnade walten lassen konnte, ohne an seiner Gerechtigkeit festzuhalten. Dies sei hier nicht wiederholt. Blut „schreit“ von der Erde zu Gott (1. Mose 4,10). Abels Blut schrie nach Rache. Das Blut Jesu „redet besser“.

Nun, ihr „Hebräer“, *diesen* Christus wollt ihr verlassen? Der steht vor dem Vater und bittet unablässig und inbrünstig für euch, und *ihr* sagt: Laßt ihn beten, uns interessiert es nicht? Merkt ihr gar nicht, was aufzugeben ihr im Begriff seid? Ihr mögt entgegnen, man müsse ja nicht gerade verloren sein, wenn man sich von ihm lossagt oder ihn ignoriert. Nur: wer sich weigert, mit Christus ins himmlische Heiligtum einzutreten, steht notwendigerweise wieder am Sinai.

In der Sprache von Werner Elert geredet: *Gesetz*, als Heilsweg und Heilsgrundlage verstanden, und *Evangelium* stehen zueinander in einem „realdialektischen Gegensatz“. Von Realdialektik ist die Rede, weil es sich hier nicht nur um ein *Denken* in Gegensätzen handelt, sondern weil hier Wirklichkeiten gegeneinander stehen. Wer den *einen* Raum betritt, verläßt damit notwendigerweise den *anderen*. Man kann nicht sagen: Kehre ich Christus den Rücken, stehe ich noch immer auf neutralem Boden. Neutraler Boden? Ich werde Gott nicht los, wohin auch immer ich entlaufe (Ps 139,7ff).

Noch einmal weitet sich unser Blick. Als Gemeinde Jesu Christi haben wir Anteil an der *vollendeten Kirche* in ihrem Gottesdienst. Wieder hilft uns das letzte Buch der Bibel, auch Dürers Allerheiligenbild. Als Gemeinde auf Erden sind wir eingeblendet in das himmlische Geschehen. Der Text beschreibt es, so gut man es eben als die Noch-Unterwegs-Gemeinde beschreiben kann:

Myriaden von Engeln. Die große „Festversammlung“ der Erstgeborenen¹⁰, derer also, die es „geschafft“ haben (in der Offb: die „gesiegt“, „überwun-

10 Wahrscheinlich eine Würdebezeichnung der Gemeinde Jesu, so O. Michel.

den“ haben). Ihre Namen sind im Himmel aufgeschrieben (Lk 10,20): kennt Gott unsere Namen, dann werden wir nicht in einer unpersönlichen Himmelswirklichkeit auf- bzw. untergehen, sondern dann ist uns unsere (in der Taufe begründete) Identität zugesagt. – So haben wir die, die vor uns aberufen wurden, nicht bloß, ja nicht einmal eigentlich in Gräbern zu suchen, sondern finden sie mit uns versammelt vor Gottes Thron. Die „Wolke der Zeugen“, von denen Kap. 11 gesprochen hat, blickt auf uns.

Gottesdienst: ein Geschehen zwischen Himmel und Erde. Unser Brief steht damit nicht allein. „Gott ist nicht ein Gott der Toten, sondern der Lebenden“; das sagt Jesus vom Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs (Mt 22,32). Nach dem alten Hymnus in Phil 2 „beugen sich die Knie aller derer, die im Himmel, auf Erden und unter der Erde sind“; auch das kleine Häuflein Menschen in einer schlichten Dorfkirche gehört in die Himmel und Erde umspannende Schar der Christus-Bekenner und hat damit eine alle kosmischen Maße sprengende Weite.

Wer das begriffen hat, wird sich nicht dagegen sträuben, daß wir in unseren Gottesdiensten – neben dem „neuen Lied“, dessen Recht nicht bestritten sein soll – die Gebete und Gesänge der Vorfäter im Glauben uns zu eigen machen. Wir beten ihre Psalmen. Mit den Engeln aus der Christnacht singen wir das Gloria in excelsis. Das Dreimal-Heilig hat Jesaja im Tempel gehört, und die verfolgte Gemeinde Kleinasiens hat es aufgenommen (Offb 4,8). „Du bist würdig ...“ heißt es (in einer uns ungewohnten Sprache) in Offb 5,9 u. ö. Und wir beten das Gebet, das der Herr selbst uns mitgegeben hat: „Vater unser ...“ Singen und beten wir Vergangenes? Überliefertes lebt, weil es zugleich und erst recht *Zukünftiges* ist. Wir wünschen uns gegenseitig die *Erkenntnis* dessen, was uns in Christus gegeben ist, und in jedem Gottesdienst die *Erwartung* dessen, was bisher kein Auge gesehen und kein Ohr gehört hat, was aber Gott denen bereitet hat, die ihn lieben (I Kor 2,9).